

## B r i e f t a s c h e.

Nichtpolitische Beilage zur Unterhaltung und Belehrung, zu der Zeitung:  
 „Der Correspondent von und für Schlesien.“

Sonntag

— No. 7. —

den 13. Februar 1830.

Unpartheiisches Gutachten über das neue  
 Berliner Gesangbuch.

Unter diesem Titel ist zu Leipzig eine kleine Schrift  
 herausgekommen, aus welcher wir Nachstehendes ent-  
 lehnen:

Das Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch  
 in den Königlich Preussischen Landen, auf welches  
 der Buchhändler Mylius zu Berlin am 31. Dezem-  
 ber 1779. ein Privilegium erhielt, entsprach seinem  
 Zwecke nicht.

Vor ungefähr 12 Jahren trat deshalb eine aus  
 12 Geistlichen bestehende Commission zusammen, um  
 sorgfältig die ältern Kirchengesänge aus dem Zeit-  
 raume von der Reformation an, bis in die Mitte  
 des vorigen Jahrhunderts, zu berücksichtigen und in  
 möglichst beträchtlicher Anzahl diejenigen auszuwäh-  
 len, welche sich durch Tiefe der Empfindung und  
 kräftigen Ausdruck auszeichnen, und die besonders in  
 Berlin und der Mark Brandenburg unter die bekann-  
 ten und geschätzten Kernlieder gerechnet werden. —  
 Auf die Frage: hat die Commission diese Aufgabe  
 gelöst? heisst es in obiger Schrift: das Vorstische  
 Gesangbuch, welches durch dies neue abgeschafft wer-  
 den sollte, (obgleich ein lange im Amte stehender  
 Prediger erst neulich gestand, noch nie sey aus seiner  
 Gemeinde der leiseste Wunsch, den Vorst mit einem  
 andern Gesangbuch vertauscht zu sehen, ihm zu Oh-  
 ren gekommen) dies Vorstische Gesangbuch hat wegen  
 größerer Reichhaltigkeit, vor dem neuen Gesangbuche  
 einen großen wesentlichen Vorzug. Viele  
 von den bewährten Kernliedern, welche dem neuen  
 Gesangbuche fehlen, werden hierbei genannt. So  
 fehlt auch Nicolai's berühmtes Lied: „Wachet auf

ruft uns die Stimme!“ Spener sang es jeden Sonn-  
 tag Abend. Die einzelnen Bemerkungen über die  
 Mängel des neuen Gesangbuches übergehen wir und  
 verweisen deßhalb auf die kleine Schrift selbst, an  
 deren Schluß noch gesagt wird:

Fassen wir nun das Einzelne, was wir gegen das  
 neue Gesangbuch zu sagen haben, noch einmal zu-  
 sammen.

1) Es sollten, nach der Vorrede, die alten gebräuch-  
 lichsten Kirchenlieder (die Kernlieder) sorgfältig be-  
 rücksichtigt, in möglichst beträchtlicher Anzahl aufge-  
 nommen werden. Man hat aber, wie nachgewiesen  
 wurde, eine Menge der vorzüglichsten weggelassen.

2) Es sollen, nach der Vorrede, zwar Aenderun-  
 gen gemacht werden, aber so, daß jedem Liede sein  
 eigenthümliches Gepräge gelassen würde. Wir haben  
 aber gesehen, auf welche Weise im neuem Gesang-  
 buch das Gepräge der trefflichsten Lieder weggeputzt,  
 wie die Lieder entstellt, verstümmelt, entkräftet, wie  
 besonders eine Menge biblischer Ausdrücke und Be-  
 ziehungen in demselben beseitigt worden sind. — Es  
 sollte, nach der Vorrede, die schonend bessernde Hand  
 angelegt werden, wenn die natürliche Gedankenfolge  
 in einem Liede auffallend vernachlässigt war, wir ha-  
 ben nachgewiesen, wie im Gegentheil eine unscho-  
 nende Hand unbedenklich die natürliche Ordnung und  
 den tiefen Sinn ausgezeichneten Lieder zerstört hat.  
 Wir sahen endlich, wie Ausdrücke, die weder sprach-  
 widrig, noch für den guten Geschmack anstößig, noch  
 unverständlich, im neuen Gesangbuch gestrichen wur-  
 den, aus einem Grunde, welchen die Vorrede nicht  
 erwähnt, wahrscheinlich aus Zweifel.

3) Zeigten wir, daß man von neuen Liedern solche  
 aufgenommen habe, welche keinesweges den Charai-



ter protestantischer Kirchenlieder tragen. Auch weisen wir

4) in der Anordnung des neuen Gesangbuches einige Nachlässigkeiten nach.

Suchen wir nun die Eine gemeinsame Wurzel der meisten Mängel des neuen Gesangbuches, so deutet die Vorrede auf dieselbe hin. Man wollte eine „dem gegenwärtigen Bedürfniß angemessene Auswahl“ von Liedern treffen, ja man wollte überhaupt das gegenwärtige Bedürfniß bei der ganzen Angelegenheit ins Auge fassen und befriedigen. Es ist aber in gewissem Sinne unmöglich, ein dem gegenwärtigen Bedürfnisse angemessenes protestantisches Gesangbuch zu liefern. Die evangelische Kirche leidet jetzt an der größten Zerrissenheit, an einer beklagenswerthen Mannigfaltigkeit von Richtungen, welche zum Theil diametral entgegengesetzt von einander, und so zugleich vom gemeinsamen Centro Aller, von Jesu Christo, sich entfernen. Jeder will selbst Centrum seyn, und weist stolz alle Gemeinschaft, auch das gemeinsame Bekenntniß in den symbolischen Büchern, als seiner centralen Selbstständigkeit und Freiheit unwürdig, zurück. Wie könnte nun ein Gesangbuch einem solchen gegenwärtigen Bedürfniß genügen, wenn darunter das Bedürfniß jener unter sich ganz uneinigten Protestanten verstanden würde, von denen jeder verlangte, seine „Auffassungsweise müsse respektirt werden.“

Die Gesangbuchcommission wollte nun — wie es in der Vorrede heißt — „keine von den verschiedenen Auffassungsweisen der christlichen Glaubenslehre ausschließlich begünstigen.“ Wenn es sich wirklich nur von Auffassungsweisen handelte, wer wollte nicht beipflichten, ja wer müßte nicht beipflichten, so gewiß jeder Mensch er selbst ist und kein anderer seyn kann. Jeder sieht die Sonne am Himmel mit seinen Augen. (Beschluß folgt.)

Aus dem Leben L. H. Leroy's kaiserlich  
französischen Hofmodisten.

Wenn der Geschmack ein mächtiger Herrscher ist, so war Leroy sein erster Minister; hat die Mode einen Scepter, so führt es seine Hand und wir bedürfen deshalb keiner Entschuldigung, wenn wir seinem Andenken in einem der Mode gewidmeten Blatte einige Spalten einräumen, um so weniger, da er mit dem Heroß der neuern Zeit in naher Verbindung stand, und deshalb manches sah und hörte, was einen Blick in das Innere dieses gewaltigen thun läßt. — Napoleon und Leroy! als ob sie vereint die neuere Zeit gestalten sollten, ließ sie die Natur in einem Jahrhunderte hervortreten, den Erstern für den Krieg, den Letztern für die Moden.

Louis Hippolyte Leroy ward 1763 zu Paris geboren, wo sein Vater Maschinenmeister bei der großen Oper war und bestimmte sich zu einem Tüncher der Kunst, den Frauen die Köpfe zu recht zu setzen, oder mit andern Worten er ward perruquier-coiffeur. Schon früh zeigte er einen geläuterten Geschmack und die Gabe stets Neues zu erfinden, so daß bald alle Damen der Oper von Niemanden als dem jungen Leroy coiffirt seyn wollten. Später verband er sich mit Madame Bonneau, einer Modenhändlerin ohne Geschmack und Talent, von dieser Zeit an schreibt sich sein Glück und sein Einfluß auf Paris und Europa. Und wodurch errang er sich dies? Er ging mit der Zeit fort, vor und während der Revolution, unter dem Consulate und der Kaiserherrschaft und stand in hohem Ansehen bei Madam Bonaparte, die für die Moden das war, was Mäcenat der Kunst.

Wie sehr er sich auch von allen übrigen Modisten auszeichnete, die bloß verkaufen und um die Kunst selbst sich nicht kümmern, zeigt folgende Anekdote: Eine Dame wollte einst einen prachtvollen Hut bei ihm kaufen. Leroy gab ihn aber nicht eher aus seinen Händen, als bis sie ihm zugesichert hatte, den Hut niemals zu Fuße, sondern stets im Wagen oder in Salons zu tragen. „Ich würde vor Gram sterben“ — sagte er — „wenn ich Eine meiner herrlichsten Schöpfungen an einem öffentlichen Orte mitunter den gemeinen Nachwerkern der Modenhändler sehen müßte.“

Lange vorher ehe Bonaparte seine Absicht, sich krönen zu lassen, öffentlich merken ließ, dachte Leroy über die Coiffüre und den Schmuck nach, indem die künftige Kaiserin bei der Krönungsfeier erscheinen sollte; denn Madam Bonaparte hatte ihm längst unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit alles vertraut was geschehen sollte.

Auch als Kaiserin schenkte Josephine ihm ihr ganzliches Vertrauen noch, so daß er sogar, ohne sich anmelden zu lassen, zu ihr kommen durfte. Eines Tages trat er auch so in das Zimmer der Kaiserin und fand da den Kaiser und zu dessen Füßen Josephinen mit gefalteten Händen und thränengefüllten Augen, wie sie eben die Worte sprach: „Gnade! Gnade! du verlierst das Spiel; weißt Du, welches Blut Du vergießen willst?“ Napoleon warf einen furchtbaren Blick auf den eintretenden Leroy, nahm aber bald wieder eine kühige Miene an und antwortete mit der sanften Stimme, die so grell von dem in ihm wogenden Gedanken abstach: „da ist ihr Modenhändler, dem sie rathen mögen, künftig nicht eher zu kommen, als bis er gerufen worden ist.“ betroffen schwieg Josephine. Sie hatte sich gesetzt und suchte dem Kaiser durch Blicke verständlich zu werden; aber dieser vermied ihr Auge.



Augenscheinlich war ihm die unerwartete Dankschuldung Leroy's im Grunde recht lieb gewesen; denn sie hatte eine ihm unangenehme Scene zu Ende gebracht. „Was wollen Sie, Leroy? fragte er diesen: — „Sire, ich bringe die Toilette Ihrer Majestät der Kaiserin.“ — Hierauf trat der Kaiser zu Josephinen, faßte ihre Hand, und sprach: „Ich gebe jetzt, Theure — fürchten Sie nichts. — Ich danke, Josephine“ und er verließ das Zimmer.

Leroy versuchte vergebens, die Kaiserin zu zers-treuen; sie beurlaubte ihn bald und der Modist war in allem, was nicht mit seiner Kunst in Berührung stand, so fremd, daß er diese Begebenheit oft erzählte, und nicht zweifelte, sie beziehe sich auf jenes schreckliches Ereigniß, von dem Talleyrand sagte: „es ist mehr als ein Verbrechen, es ist ein Fehler.“

Nachdem der Friede mit Oesterreich unterzeichnet war, fand der Eroberer, der gerade gut gelaunt war, Leroy beschäftigt, die letzte Hand an die Toilette der Kaiserin zu legen und sagte dem Künstler bei dieser Gelegenheit die schmeichelhaften Worte: „für einen Mann wie Sie, war ein Mann wie ich nöthig.“

Als Napoleon sich mit der Erzherzogin von Oesterreich vermählt hatte, blieb Leroy im Anfange noch in seinem vorigen Amte; als er aber einstens die schönen Schultern und den weißen Hals der Kaiserin bewunderte, fand diese sich beleidigt und Madame Leroy mußte ihn ferner bei der Toilette Ihrer Majestät vertreten.

Doch diese beiden Kaiserinnen sind es nicht allein, welche Leroy schmückte, auch die Königin von Spanien, die Königin Hortensia, die Königin von Neapel, die Königin von Westphalen, die Großherzogin von Toskana, die Fürstin Borghese, die Vicekönigin von Italien, die Königin von Baiern, die Erbgrößherzogin von Baden und die Königin von Schweden bediente er. (Beschluß folgt.)

### Jacotot's neue Lehrmethode.

Diese neue, in Frankreich so ungemeines Aufsehen machende, Lehrmethode, ist bekanntlich sehr einfach und eignet sich vorzüglich zur Erlernung von Sprachen. Jacotot hat jede Grammatik, alles Declination- und Conjugationswesen verbannt, und lehrt seine Zöglinge, wie eine Mutter ihr Kind. Sollen sie ihre Muttersprache richtig sprechen und schreiben lernen, so giebt er ihnen das allgemeine für das bestgeschriebene anerkannte französische Werk, den Telemach von Fenelon, in die Hand. Der Schüler liest dies und liest es wieder, und so prägen sich seinem Gedächtnisse nach und nach alle Ausdrücke, Redensarten, Wendungen und Gedanken ein und in

kurzer, zur Verwunderung kurzer, Zeit versteht er die Kunst, sich richtig und schön auszudrücken. Soll der Schüler eine fremde Sprache lernen, so wird er eben so wenig mit der Grammatik gequält; er nimmt irgend ein Werk mit der Uebersetzung desselben daneben und prägt sich eben so allmählig die Bedeutung der Wörter, die Constructionen und Redensarten ein. Auf alle Künste und Wissenschaften will der Erfinder seine Methode ausdehnen; ob er jedoch auch dort so viel leisten wird, bezweifeln wir sehr.

Wie Jacotot auf seine Methode kam? Er wanderte in der Revolution aus, fand in den Niederlanden gastliche Aufnahme und ward an der Universität zu Rüttich als Rektor der französischen Sprache angestellt. Die meisten seiner Zuhörer verstanden kein Französisch und Jacotot kam auf den Gedanken, ihnen den Telemach mit der holländischen Uebersetzung in die Hände zu geben, und sie so mit dem Französischen bekannt zu machen. Ueber die unerwartet günstigen Erfolge erstaunt, wandte er sie ferner an, und fand immer dasselbe Glück dabei. Sein Hauptgrundsatz besteht darin, alles Gelernte als abgeschlossen anzusehen, und alles Neue darauf zu beziehen.

Eine andere Behauptung, die er aufgestellt hat, nämlich: alle Menschen hätten von Natur gleiche Anlagen, hat ihm die meisten Gegner und Spöttereien zugezogen und allen bisher gemachten Erfahrungen gemäß, verdient sie dieselben auch.

### L a m b e r t.

Als dieser berühmte Gelehrte nach Berlin gekommen und mit einer Abhandlung beschäftigt war, die er, um in die dortige Akademie der Wissenschaften aufgenommen zu werden, überreichen mußte, fehlte ihm in seinem Stübchen ein Spiegel, um einige Versuche zu machen, die zur Lösung einer wichtigen Frage über die Zurückwerfung der Lichtstrahlen dienten. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er ging an einem hellen Tage auf ein Kaffeehaus, wo gerade einige Personen ganz ruhig bei einer Partie Tarock saßen, schritt, nur mit seinen Gedanken beschäftigt, spornstreichs einem großen Spiegel zu, zog den Degen, richtete die Spitze desselben gegen den Spiegel, hieb in die Kreuz und Quer, trat bald vor, bald zurück, stand dann wieder einige Augenblicke nachsinnend still, begann hierauf das Spiel von neuem und trieb so sein seltsames Wesen zur größten Verwunderung der Anwesenden, die unterdessen aufgestanden und auf ihrer Hut waren, weil sie einen Wahnsinnigen zu erblicken glaubten, wol eine Stunde lang. Nachdem Lambert seine Versuche gehörig durchgemacht hatte, steckte er ruhig den Degen wieder in



die Schilde, zog stillschweigend ab und verfaszte nun eine Abhandlung, die aller Gelehrten höchste Bewunderung erregte.

### Schauderhafte Entdeckung.

Zu Paris erzählt man sich jetzt folgende Grausen erregende Geschichte. — Eine bekannte vornehme Dame lag im vorigen Monate im Sterben und während einigen Tagen fortgesetzter Todesangst, umgaben in scheinbarer Trauer mehrere Verwandte ihr Bette. Es ist Mitternacht; man hört nur das Röcheln der Kranken und das Knistern des hellauflodernden Kaminfeuers. — Eine brennende Kohle springt plötzlich mit einem Knalle aus dem Kamine und rollt auf dem Parquet bis in die Mitte des Zimmers hin; die Sterbende stößt einen Schrei aus, öffnet hell das schon gebrochene Auge, springt mit einer unerklärlichen Kraft aus dem Bette, faßt die Kohle mit einer Fange und wirft sie ins Kamin zurück. Sie sinkt; man trägt sie ins Bett und sieht sie nun verschwinden. Die Erben sehen einander bedeutungsvoll an und befrachten mit Wolgefallen den schwarzgebrannten Fleck im Parquet. Man nimmt sich kaum Zeit die Leiche wegschaffen zu lassen, holt dann Instrumente, schlägt das Parquet auf und zieht erfreut ein Kästchen ans Licht. Aber weich! Entsetzen ergreift die Umstehenden, als dieses geöffnet wird und sie ein menschliches Haupt angrinzt, das man für das des Gemahls der Verstorbenen erkennt, von welchem man bisher glaubte, daß er in Spanien geblieben sey.

### Kathleen Castle.

Das Schloß Kathleen, in Irland, von welchem sich gegenwärtig nur noch die Ruinen erhalten haben, wurde im siebzehnten Jahrhundert als eine nicht unbedeutende Festung betrachtet. Als Cromwell mit seinem fanatischen Heere Irland überzog, versuchte der Besitzer dieses Schlosses dem Feinde im offenen Felde die Spitze zu bieten und fiel in einem verzweiflungsvollen Kampfe mit der Uebermacht. Lady Kathleen, welcher ihr Gemahl in seiner Abwesenheit die Obhut über das Schloß aufgetragen hatte, erhielt die erste Kunde von ihrem Unglück nur durch das Erscheinen der Feinde vor ihren Mauern. Mit der heldenmüthigsten Entschlossenheit bereitete sie sich zur Vertheidigung und forderte die Besatzung auf, sich lieber unter den Ruinen zu begraben, als den schönmuthlosen Schlächtern zu ergeben. Sie schlugen den Sturm zurück und widerstanden mit der unerlöschlichen Ausdauer von Männern, die sich dem Tode geweiht haben. Endlich wurden die Außenwerke genommen und ein Theil des Schlosses in

Flammen gesetzt, wobei der unmündige Sohn der Vertheidigerin den Belagerern in die Hände fiel. Der unmenschliche Cromwell ließ das Kind an einen Spieß binden und gegen den Thurm empor halten, in welchem Lady Kathleen ihre Befehle zur Vertheidigung ertheilte. Die mütterliche Liebe entwaffnete die stolze Brust, welche das Schwert des Feindes nicht hatte bezwingen können, und in der Bewusstlosigkeit des Schmerzes befahl sie die Uebergabe. Die ganze Besatzung mit ihrer tapfern und liebenswürdigen Befehlshaberin wurde ohne Erbarmen niedergemetzelt.

### M o d e n.

In Paris haben die Schneider versucht, nach neuester Mode die Damen den ägyptischen Mumien ähnlich zu machen; die Schöne haben aber meist gefunden, daß ein solches Kostüm ihnen nach dem Tode mehr zusagen werde, als im Leben. Dies ist übrigens nur Eigenliebe, keine Furcht; denn die Pariser Damen sind so kühn, selbst von dem Teufel, d. h. dem theatralischen, eine Mode zu borgen; sie tragen jetzt Hahnenfedern auf den Hüten, was die Männer ominös finden, da bekanntlich auf ihre Kosten aller Frauenputz angeschafft wird. Auch in England kommen diese Hahnenfedern auf den „Freischütz-Hüten“ der Damen in Gebrauch, und demnach scheint „Samuel“ der Mode-Lieferant zu seyn.

### Anti-Deutsches.

„Das Ausländische verdient doch immer den Vorzug!“ behauptete kürzlich eine klug sehn wollende Dame in einer Gesellschaft. „In fremden Sprachen,“ fuhr sie fort, „kann man sich viel zarter ausdrücken, so z. B. Don Miguel; wie klingt im Deutschen dummer Michel dagegen abscheulich!“

### R ä t h s e l.

Ich kenne eine Sie, die möcht' ich gern beerben,  
Mit einem andern Kopf seht' ich sie auf ihr Grab;  
Doch drechselte Freund Hein mir tödlich zum Verderben  
Noch einen dritten Kopf, und ich muß früher sterben,  
So zieh' ich ärgerlich mit dieser langen ab.

Auflösung des Räthsels im vorigen Stück.

Die Sinne.